

# Ein Liebesbrief

Oder: non, je ne regrette rien

Von Peter Baumgartner

Es ist nun schon einige Zeit her, daß ich meinen „Liebesbrief an die Hohe Wand“ geschrieben habe; und während der Arbeit an diesem Buch, das neben dem Bergsteigen auch den Frauen gewidmet ist, hab' ich mir überlegt, warum mir nie eingefallen wäre, einen Liebesbrief an *den* Schneeberg zu schreiben, oder an *den* Montblanc, oder, um allen diesbezüglichen Spekulationen zuvorzukommen: an *das* Matterhorn. Nein, es mußte ein Liebesbrief an *die* Hohe Wand sein.

Die vordergründige Erklärung, daß es eben die Hohe Wand war – ein Berg im südlichen Niederösterreich übrigens, man muß das heute im Zeitalter der Wochenendfahrten nach dem Verdon oder Finale Ligure ja dazu sagen –, wo ich meine Freunde (und Freundinnen) gefunden habe, damals in den fünfziger Jahren, diese vordergründige Erklärung befriedigt mich nicht. Ich lasse mir nicht ausreden, daß die Namen der Berge auch Spiegelbilder ihres Charakters sind.

Man darf ja nicht vergessen, daß die meisten Berge zu den Zeiten, zu denen sie – von Einheimischen – ihre Namen bekommen haben, welche dann von den k. k. Genieoffizieren, den Landkartenmachern also, oft aufs greulichste verhunzt worden sind, daß sie – die Berge, nicht die k. k. Militär-Kartographen – für ihre Namensgeber eine ganz andere Bedeutung hatten als heute.

Nehmen wir etwa die Hohe Wand! Als erstes ist, wie *Karl Flanner* in seiner lesenswerten Monographie\* dieses Berges mitteilt, um 1150 der Name „Zerwant“ verbürgt (vom niederdeutschen „zer“=Teer; und tatsächlich habe ich in meinen Anfangsjahren an diesem Berg, also doch ein Beträchtliches nach dem 12. Jahrhundert, noch den einen oder anderen Pecher in ihren Föhrenwäldern angetroffen); später nannte man sie „Lange Wand“, was ihrem Aussehen auch viel mehr entspräche, aber dem beginnenden Tourismus um die Mitte des 19. Jahrhunderts zu bieder klang; damals wurde ihre Bezeichnung als die „Hohe Wand“ gebräuchlich; männlichen Geschlechtes aber, und darauf kommt's in meinem Zusammenhang an, also männlich war sie nie.

Ich weiß wirklich keinen namenkundlichen Grund dafür. Man hätte sie gut und gern auch als *den* Steinberg bezeichnen können oder *den* Föhrenberg oder – nach ihrer höchsten Erhebung – als *den* Plackles. Aber schon den Menschen des 12. Jahrhunderts, denen meine müßigen Gedanken jahrhundertweit entfernt gewesen waren, galt sie als Weibsbild.

Sie muß wohl auf ihre Benützer, Besitzer, Betrachter und Bewunderer gleichermaßen und all die Jahrhunderte hindurch einen durchaus weiblichen Eindruck gemacht haben. Ich könnte zur Erhärtung dieser These auch zahllose Beobachtungen anführen und viele Anekdoten erzählen, am Ende aber würde man – wieder einmal – feststellen müssen, daß es auf einen Streit um Definitionen hinausläuft: Was ist männlich, was ist weiblich am Charakter eines Berges? Was ist männlich, was ist weiblich am Bergsteigen?

Auf Seite 63 in diesem Buch finden wir bei *Dagmar Wabnig* den Satz von *Max Eiselin* zitiert: „Für mich gibt es nur ein Bergsteigen ... weder Frauen- noch Männerbergsteigen ...“, den er Felicitas v. Reznicek in ihr Buch „Von der Krinoline zum sechsten Grad“ schrieb.

*Helmut Schelsky* sagt in seiner „Soziologie der Sexualität“ zur Arbeitswelt das gleiche mit etwas komplizierteren Worten: „Gerade in den Arbeits- und Produktionsformen, in denen die körperliche Verfassung stets eine wichtige Rolle spielt, müßten die natürlichen Nachteile der Mutterschaft und Menstruation für das weibliche Geschlecht am klarsten in Erscheinung treten und daher zu einer in allen Kulturen annähernd oder wenigstens in den Grundzügen gleichartigen Verteilung der Arbeitsweisen auf die Geschlechter geführt haben. Ein Überblick über das vorhandene ethnologische Material ... zeigt dagegen sehr bald, daß, wenn überhaupt, nur sehr wenige und keineswegs produktionsgrundsätzliche Beschäftigungen ausschließlich von dem einen oder dem anderen Geschlecht praktiziert werden. Die zweifellos vorhandene biologische Behinderung der Frau durch ihre Geschlechtlichkeit erweist sich als durchaus anpassungsfähig gegenüber einer bis in die Gegensätze gehenden Variation der sozialen Verteilung der Arbeits-Rollen; daß zudem diese Behinderung in unserer modernen Welt bei weitem überschätzt wird, zeigt jeder Vergleich mit der Arbeitsleistung und -kontinuität der Frau in vielen primitiven Gruppen oder rein bäuerlichen Gesellschaften ...“

\* Karl Flanner: Die Hohe Wand. Menschen – Arbeit – Tourismus. Wiener Neustadt 1991.

Das mag schon stimmen, wenn man es analytisch betrachtet. Für mich aber gibt es – sehr subjektiv und unsachlich betrachtet – doch ein Frauen-Bergsteigen: und das ist jenes Bergsteigen, das ich lieber habe als das der Männer (und folgerichtig gibt es eben für mich auch weibliche Berge: das sind die, die ich lieber habe als die anderen).

Von meinen Anfangs- und Lehrjahren als Bergsteiger einmal abgesehen hatte ich bei allen meinen größeren Touren Partnerinnen, und zudem waren und sind die auch noch besser als ich, was in jenen entfernten Zeiten meiner Jugend manchmal zu recht skurrilen Situationen führte, denn damals hatte ja die Frau beim Klettern noch die Rolle der Mitgenommenen zu spielen.

Als ich mit *Edith Bednarik* (damals noch Schirmer; diese heiratsbedingte Namensänderung bei Frauen ist vielleicht auch nicht unbedingt eine naturgesetzliche Notwendigkeit) den Schleißweg an der Rax in Wechselführung ging, wobei mir die Haken- und ihr die schwierigen Freikletter-Seillängen zufielen, worüber ich recht froh war, wurde ich nachher von kritischen Spezlern gefragt, ob ich meine Freundin denn nicht anders umbringen könne. Und heute, wenn ich von meiner Frau auf eine große Reise mitgenommen werde, genieße ich es – zumal in Asien oder Lateinamerika – ebenfalls sehr, mich den Schwierigkeiten solcher Touren, also der Organisation des Transports, der Verpflegung, der Unterkunft mit einem fröhlichen „Sie ist der Boß“ zu entziehen; ich verliere dadurch immer viel an Gesicht, gewinne aber sehr viel an Ruhe, und vor allem – sie kann's einfach besser.

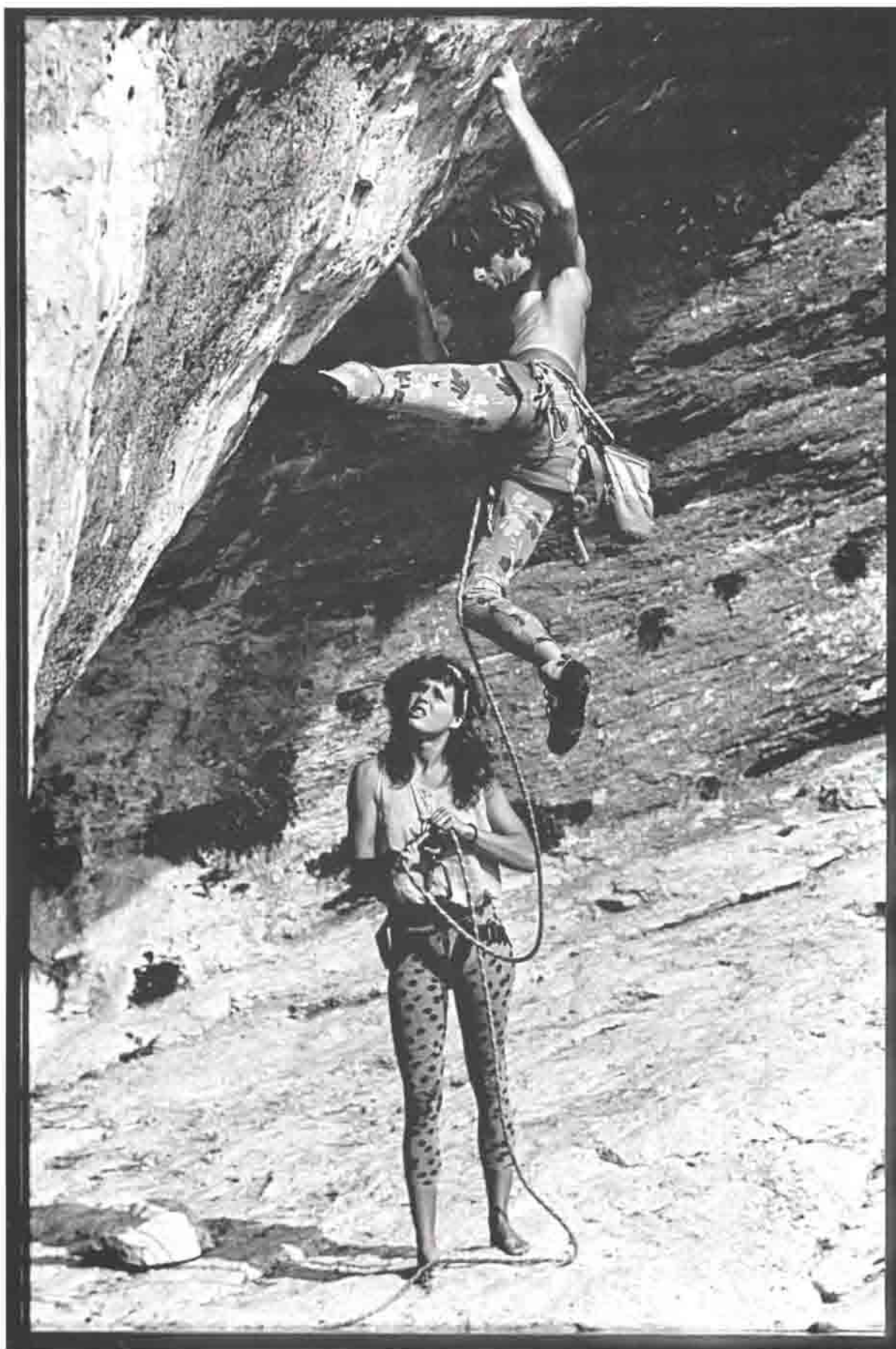
Bei jener Reise in der Karibik, die auf Seite 127 in diesem Buch auszugsweise beschrieben steht, wurde ich übrigens nicht mitgenommen, aus durchaus dienstlichen Gründen; es war wieder einmal ein AV-Jahrbuch zu machen, und das muß im Sommer sein, und meine Frau hat eben nur im Sommer Zeit zu reisen. Ich erwähne diese Tatsache deshalb, weil es bei manchen Bergsteiger-Klubs schärferer Richtung noch immer üblich ist, ein Frauenzimmer vor der Aufnahme in den Stand der heiligen Mitgliedschaft streng zu examinieren: ob sie ihre Touren mit verschiedenen Partnern oder immer nur mit ein und demselben Mann gemacht habe; im letzteren Fall wäre es wohl die alleinige Liebe zu den Bergen nicht, die als Triebfeder angesehen werden könne. Kurioserweise bin ich bei Abgabe eines Tourenberichtes einer gleichartigen Überprüfung noch nie unterzogen worden, obwohl ich in manchen Fällen auch nicht recht gewußt hätte, was antworten ...

Von welcher Seite immer man es betrachtet, es gibt also in der heute so emanzipierten Welt der Bergsteigerei wie in allen anderen Lebensbereichen auch unterschiedliche Bewertungen ein und derselben Tätigkeit, je nachdem, ob sie von einer Frau oder einem Mann ausgeübt wird. Seit der Zeit, in der uns die Bundesverfassung der Steinzeitjäger das Durchsetzen unserer Interessen mit brutaler Gewalt erlaubte, wobei wir



„... ob ich meine Freundin denn nicht anders  
umbringen könne.“





Männer natürlich wegen der auf Seite 60 in diesem Buch dokumentierten größeren Muskelkraft etwas im Vorteil waren, seit dieser Zeit also haben wir das Heft nicht mehr aus der Hand gegeben. Und das ist doch eine beachtliche Leistung, weil wir sonst nicht eben überzeugende Führungsqualitäten aufweisen: Wir sind, davon bin ich überzeugt, blöder als die Weiber (manche meiner Freunde sagen, daß das für mich sicher zutrifft; ich solle aber nicht so verallgemeinern), wir sterben früher als sie und wir müssen uns täglich rasieren. Diese und andere Nachteile haben wir mit ganz perfiden Herrschafts-Instrumenten ausgeglichen, dessen eines die Sprache ist. Wenn ich hier von Weibern, Weibsbildern, Weiberleut' und Frauenzimmern rede, so geschieht das aus Demonstrationsgründen; weder Mannsbilder noch Männerleut', noch sogar Mannerleut' können derart perfekt zur Verächtlichmachung ihrer Träger herangezogen werden wie diese Abwertung der ehrenden Standesbezeichnung „wib“ des Mittelalters.

Warum nun von all diesen Dingen („Was die Kaffern Propleme nennen“, hätte Tucholsky dazu gesagt) in den folgenden Beiträgen nicht die Rede ist, bedarf eines Erklärungsversuches:

Es war im Grunde ein Zufall, daß wir uns in diesem Buch dem Frauenalpinismus widmen. Über Anregung von *Liselotte Buchenauer* hat mir *Dagmar Wabnig* das Manuskript eines Referates geschickt, in dem sie sich mit den Frauen und ihren Voraussetzungen fürs Bergsteigen beschäftigt hat: als Ärztin, kühl und naturwissenschaftlich, ohne Polemik, aber mit dem Interesse einer Leistungsbergsteigerin, die sich solche Fragen im Laufe ihrer eigenen Bergsteiger-Karriere wohl schon des öfteren gestellt haben wird.

Dieser Beitrag, man findet ihn gleich im Anschluß auf Seite 59, schien mir ein guter Einstieg ins Thema. Einerseits gibt es Polemiken für und gegen das Bergsteigen von Frauen bereits sonder Zahl, zum anderen ist es ganz gut, wenn man von einer Medizinerin – die das nicht nur vor dem Hintergrund ihrer Wissenschaft sondern auch an den Erfahrungen ihrer alpinen Praxis wirklich beurteilen kann – einmal erfährt, wovon eigentlich die Rede ist; und zuletzt, so dachte ich mir, werden die anderen Autorinnen, die das Thema weiterführen und abrunden sollen, wohl genug an Stoff für Auseinandersetzungen liefern. Mit dieser letzten Vermutung habe ich mich allerdings gründlich geirrt.

Gleichgültig, ob *Sandra Schernhuber* mit dem Bergradl in Korsika unterwegs ist oder *Elisabeth Godai* an der Badile-Kante, ob *Ruth Steinmann* die Abenteuer einer Expeditionsbergsteigerin „über den Wolken“ schildert und in weiteren Beiträgen Frauen erzählen, wie sie diese Welt außerhalb Europas gesehen haben, von dem Thema „Frauenalpinismus“, das ich hier aufbereitet sehen wollte, ist – wenn überhaupt – nur mehr in Nebensätzen die Rede. Und das scheint mir das eigentliche Ergebnis dieser Auseinandersetzung mit einem Uralt-Thema der Bergsteigerei zu sein: Es ist kein Thema mehr!

Wenn man – in diesem Fall bin ich fast versucht, die modernistische Vergewaltigung der Sprache einmal mitzumachen und zu sagen: wenn frau – überhaupt über dieses Thema redet, dann vor der Problemstellung, die uns *Dagmar Wabnig* vorführt: Soweit sie die bergsteigerische Leistung zu beeinflussen vermögen, gibt es da überhaupt physische und psychische Unterschiede zwischen Männern und Frauen, und was muß man als Frau tun, um in der Alpinistik den größtmöglichen persönlichen Erfolg haben zu können. Das ist eine ungemein vernünftige Annäherung ans Thema und bringt unvergleichlich viel mehr fürs praktische Erleben draußen am Berg als all die pseudophilosophischen Schwätzereien der Vergangenheit.

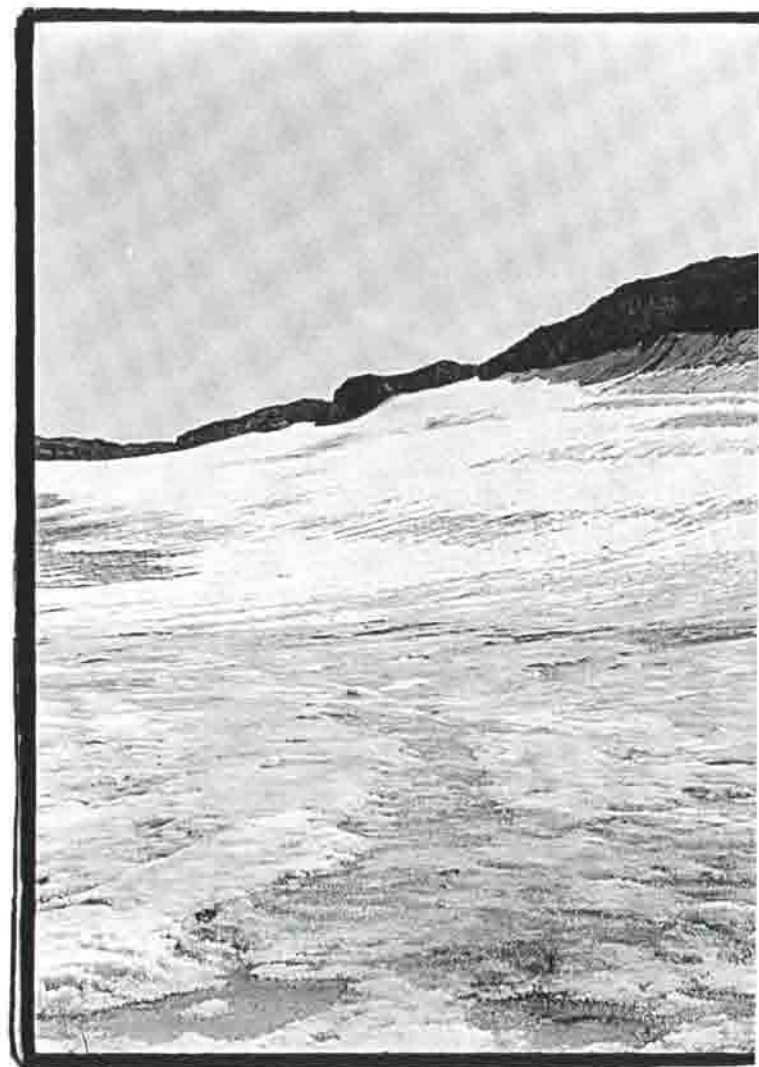
An den Beiträgen in diesem Buch wird diese sozusagen normale Einstellung der Frauen zu unserem Sport ein weiteres Mal recht deutlich. Die Freude an der persönlichen Leistung steckt schon drin in diesen Erzählungen; aber warum sollte man, so man nicht gerade eine Wettkampf-Kletterin oder eine Show-Alpinistin ist, diese eigene Leistung immer mit der anderer Bergsteiger vergleichen wollen. Daß man es selbst erlebt hat, genügt doch. – Zur Rettung der männlichen Ehre muß man hier anfügen, daß es auch in unserem Geschlecht etwelche gibt, die das Bergsteigen so sehen. So hat mir *Gustav Döberl*, der lange Jahre den österreichisch-sowjetischen Bergsteigeraustausch gemanagt hat, einmal gesagt: „I versteh' net, wie man soviel Bergbücheln lesen kann. Spätestens nach den ersten paar Seiten denk' ich mir immer: Das, was der da beschreibt, kann ich doch selber auch erleben, und dann schmeiß ich das Büchl weg und zieh die Bergschuh' an ...“ Diese in einem Bergbuch eher kontrapunktive Bemerkung leitet uns zu der Frage, in welcher Weise man Themen wie die Monographie zu einer AV-Karte, die Frauenalpinistik oder eben alles, was so in einem Bergsteigerjahr zu Hause und in den Bergen der Welt passiert, am besten darstellen soll. Eine Möglichkeit dazu wäre zweifellos, all diese Themen an den jeweiligen „high lights“ zu spiegeln, das Außergewöhnliche und Sensationelle zum Inhalt zu machen, Schreiber von hohem Bekanntheitsgrad und bewiesener Professionalität um Beiträge dazu zu bitten. Für einen Jahrbuch-Redakteur wäre diese Vorgangsweise ungemein beruhigend; es ist zwar nicht gesagt, daß Profi-Schreiber immer nur Gutes und Schönes produzieren, aber die Chance, daß sie was total Unbrauchbares liefern oder gar ihre Beitrags-Zusage nicht einhalten, ist eben bei Profis doch vergleichsweise gering. – Der Nachteil dieser Vorgangsweise liegt ebenfalls auf der Hand: Das Bergsteigen, gerade wie es in den Alpenvereinen verstanden wird, besteht eben nicht nur aus dem, was ein paar Handvoll Profis daraus machen und dazu sagen. Das Bergsteigen, gerade in den Alpenvereinen, ist um soviel mehr als eine Alltagsbeschäftigung, bei der einer halt in den Himalaya fährt, statt ins Büro zu gehen. Das Bergsteigen, gerade wie es den Traditionen der Bergsteiger-Vereine entspricht, ist geradezu gekennzeichnet durch seinen Nicht-Alltags-Charakter, durch sein Herausgehobensein aus all dem, was man tun muß, durch die ihm inwohnende Freiwilligkeit.

Diesen Gedanken kosequent zu verfolgen, würde bedeuten, daß man im Jahrbuch nur jene ums Wort bittet, die in ihrem bergsteigerischen und schreiberischen Tun dem alten olympischen Amateur-Paragraphen genügen; die ihre Bergabenteuer im Urlaub erleben; die am Berg tun und lassen können, was sie selber wollen und nicht, was ihnen der Markt vorschreibt.

Doch: Erstens sind diese Gegensätze da oben ja bewußt in Schwarzweiß gezeichnet, denn so, wie es Profi gibt, die das Bergsteigen nur deshalb zur Erwerbstätigkeit gemacht haben, weil sie sich ein Leben ohne ihre Berge in keiner Weise vorstellen können, so gibt es andersrum ja auch viele Berg-Amateure, die aufs Matterhorn oder nach Arco gehen, nicht, weil sie sich's selber so wünschen, sondern weil „man“ das heute eben tut. Und für den Jahrbuch-Redakteur ist die ganze Frage zudem eine weitgehend herstellungspraktische; ein Jahrbuch erscheint, wie der Name schon sagt, jährlich und das außerdem noch zu einem bestimmten Termin; mit Beiträgen von Leuten, die man als Berg-Schreiber nicht oder kaum kennt, kann man entweder ungemein interessante Themen und Darstellungsarten erschließen – oder man kann, während die Setzerei schon nach Manuskripten schreit, sehr blöd dastehen ...

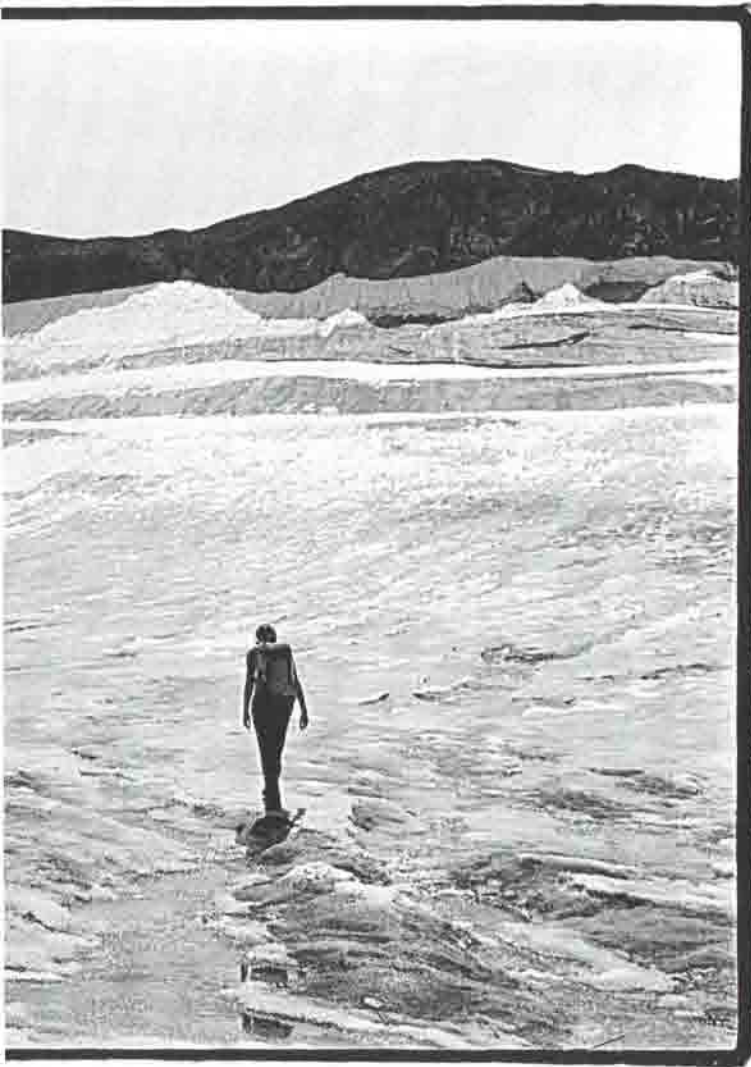
Der vernünftige Weg ist daher sicher jener der Mitte, einer, der das Abenteuer neuer Autoren bewußt sucht und auf der anderen Seite das rechtzeitige Erscheinen des Buches durch eine genügend hohe Zahl bewährter Schreiber sichert, ein Weg also, den die deutsche Redaktion seit den siebziger Jahren geht. „Mit hundert Jahren wieder jung geworden“, habe ich damals als Titel über eine Rezension des von *Marianne* und *Elmar Landes* entwickelten und verwirklichten Jahrbuch-Konzeptes geschrieben, noch nicht wissend, daß auch ich mich einmal in diesem Konzept werde zurechtfinden müssen.

Wieweit das am diesjährigen Objekt gelungen ist, habe ja nicht ich zu beurteilen. Zweck dieser Zeilen ist es vielmehr, dem an einem Sammelband fast zwangsläufig haftenden Eindruck zu begegnen, zwischen diesen beiden Buchdeckeln sei eine Anhäufung von Zufällen beschlossen, vergleichbar dem Sammelsurium in einem Einkaufskorb. Was den Einkaufskorb angeht, so weiß die tüchtige Hausfrau, respektive – und das zu sagen, ist man gerade in diesem Buch verpflichtet – der züchtige Hausmann, daß der Eindruck der Zufälligkeit ja auch nur beim flüchtigen Beobachter entstehen kann: denn selbstverständlich hat man vorher einen Einkaufsplan gemacht – und manchmal hält man sich sogar daran. Buch-Beobachter, vor allem solche, die dann drüber schreiben, scheinen aber – mit in unserem Falle vielen und wohltuenden Ausnahmen – flüchtige Beobachter zu sein. Letztere lesen natürlich auch diesen Versuch einer Einführung in dieses Buch nicht, weshalb dies da auch als eine fast typisch beamtenhafte Alibi-Reaktion gesehen werden kann: Ich will hinterher sagen können, aber bitte, auf Seite 49ff. hab' ich's doch eh geschrieben.



Sei's drum: Jene Leser, die man sich fürs AV-Jahrbuch wünscht, haben ohnehin das Karten-Kapitel schon hinter sich und wissen daher, daß wir dort neben den Profis *Seibert* und *Donatsch* auch einen Neuen beschäftigt haben; mit den „Blumen, die sich im Bett des Windes vermählen“ hat sich *Karlheinz Baumgartner* seine Liebe zum und seine Sorgen um das Tal des Lech in Tirol von der Seele geschrieben. Und so ähnlich geht es in der Folge weiter: Zu den eingehenden Untersuchungen von *Dagmar Wabnig* über den Frauenalpinismus und von *Tilman Steinert* und *Barbara Hauler* über das Thema „Bergerlebnis und Narzißmus“ stellen sich die Erlebnisberichte von *Elisabeth Godai* und *Sandra Schernhuber* als zwei stilistisch ganz unterschiedliche Aussagen zum Thema, die eines eint: die Erlebnisfähigkeit für die kleinen Dinge am Rande. Es scheint überhaupt ein Kennzeichen der modernen Bergschreibe geworden zu sein, daß sich die Männer um die

„... daß sich Männer um die nüchternen Dinge des alpinen Alltages bekümmern, Frauen aber das Erlebnis und die Empfindung mitteilen ...“



nüchternen Dinge des alpinen Alltages bekümmern, die Frauen aber – man vergleiche den „Abschied“ von Gaby Funk in diesem Buch auf Seite 211, oder Claudia Diemar mit ihrem „Kreuzgang“ in BERG '92 oder Joëlle Kirch mit „La Calanque“ in BERG '87 – das Erlebnis und die Empfindung mitteilen; deshalb schien es nötig, in diesem Kapitel auch Männer zu bringen, die sich diesem Trend entgegenstemmen: Tobias Heymann, dessen Solo-Tag in den Eiswänden von Bernina, Scerscen und Roseg zu einer Reise ins Innere wurde, und Peter Donatsch mit seiner Ätna-Geschichte voller Melancholie und Sehnsucht. Dazwischen aber steht Herbert Hloch mit seiner Geschichte über ungewöhnliche Skiabfahrten unter der Sonne um Mitternacht.

Das Kapitel „Ausland/Expeditionen“ leitet Ruth Steinmann ein, die in den Bergen der Welt seit den frühen Siebzigern genauso zu Hause ist wie in ihrem alten „Schuelhüüsl“ im schweize-

rischen Versam; wer es einmal unternimmt, das Expeditionsbergsteigen in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts zu analysieren, wird an diesem Artikel genausowenig vorbeikommen wie an jenem von Wolfgang Stefan in BERG '92. Danach sehen Frauen die Welt, und sie sehen sie eben nicht durch die Lupe des „Erfolges“, sondern durch die des Erlebnisses. Ein „Macho, der weinen kann“, paßt dazu: Walter Siebert macht in seinem Wyoming-Beitrag das, womit man heute als Bergschreiber überhaupt kein Geld verdienen kann: Er verbirgt sorgfältig, wo er war. Der selige Walter Pause, würde er heute noch leben und all das miterleben an Wander-, Kletter-, Wildwasser-, Höhlen-, Wasserfall- und Trekking-Vorschlags-Schreiberei, er würde Siebert schätzen und verstehen. Weil aber, nach Goethe, manchem etwas bringen wird, wer vieles bringt, folgen auf das Wyoming-Geheimnis zwei konkrete Anweisungen: Christian Dialer war in Colorado unterwegs, von dem man aus Wildwest-Filmen ja weiß, daß man das dort zu Pferde tun muß; hier erfährt man, man kann auch mit Ski. Reinhard Haessler wiederum bereitet den vielbesuchten und beschriebenen Mount McKinley so auf, daß es wirklich schade wäre, diese profunde und bei entsprechender Danachachtung auch lebensrettende Information der Fachwelt vorzuenthalten. Im weiteren erleben wir an den Beiträgen von Rudolf Malkmus und Robert Hein, daß ein als Sport geplanter Besuch des Hohen Atlas unversehens ins Kulturelle rutscht, in das Erleben einer anderen Form des Menschseins auf dieser Erde. Wir widersprechen damit nicht dem „Epitaph für alpine Randfiguren“ auf Seite 219, in dem Helmuth Zebhauser unser alpinkulturelles Selbstverständnis bzw. dessen Nicht-Vorhandensein rüffelt; wir sagen nur: es gibt eben auch Malkmusse und Heins unter uns. Und es gibt den Walter Cosmus! Ein Mensch im bürgerlichen Beruf, ein braver Steuerzahler – Kenner des Wienerliedes werden diesen Ausdruck nicht zu Unrecht mit dem kleinen Gewerbetreibenden assoziieren, dem der Dr. Lueger die Hand gedrückt hat –, erfüllt sich einmal im Leben den Traum von einem ganz hohen Berg. Wie macht er das. Was kommt dabei heraus. Man lese die Seite 173 und folgende. Die Chronik von Dieter Elsner, vermehrt um einige interessante Unternehmungen des abgelaufenen Jahres in den Bergen der Welt, schließt das Expeditions-Kapitel. Da sind sie wieder, die „high lights“ – ein Zufall, daß das von Männern geschrieben wurde?

In dem folgenden Kapitel wird in gewohnter Weise Diskussionsstoff geliefert: Walter Dorfmann lebt am „Auspuff Europas“, im Eisacktal, dem in Bergsteigerliedern vielbesungenen – aber die Lieder stammen ja auch aus einer anderen Zeit. Horst Wirth hingegen führt uns in ein noch nicht verlorenes Paradies, nicht unbedingt eines für Menschen, aber eines für Blumen, in die Mala Fatra, eines der eindrucksvollsten Naturschutzgebiete der Slowakei. Im Kapitel Kunst/Kultur/Geschichte dominiert diesmal eindeutig die letztere: Abgesehen von Gaby Funk und Helmuth Zebhauser, die wir weiter oben schon erwähnten, geht's um die Historie der Schutzhütten, einerseits der ganz hoch gelegenen, die – wie Franz Grassler

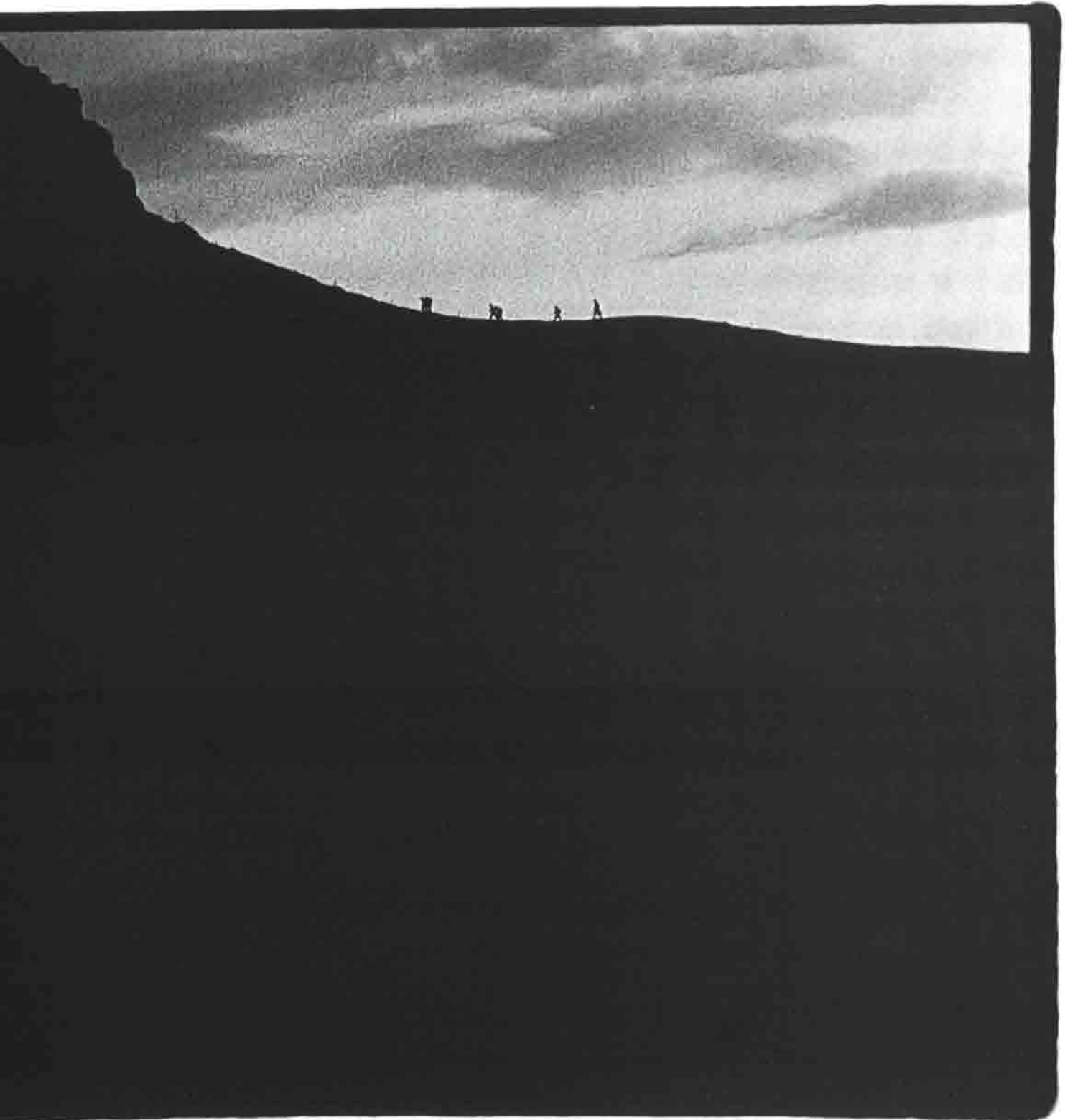
profunde nachweist – vorzugsweise von „Flachländern“ erbaut worden sind, andererseits um die Schutzhütte als Lebens- und Arbeitsstätte von Menschen, denen *Otto Braun* nachgeforscht hat, freilich nicht hoch droben im ewigen Eis sondern in der Gauerromantik am Wiener Schneeberg und der Rax. Dann steht in diesem Kapitel noch eine Geschichte, bei der es ebenfalls um Historisches geht: die des Akademischen Alpenvereines München von *Fritz März*. Es kann zwar nicht Aufgabe des Jahrbuches sein, jedem Bergsteigerverein zum Hundertsten zu gratulieren. In diesem besonderen Fall glaubten wir eine Ausnahme machen zu sollen, wegen des Autors sowohl als auch wegen des AAVM. Und schließlich stehen hier zwei Artikel, die Gegensätzlicheres nicht zum Inhalt haben könnten, die eins nur sind in dem gründlichen Themen-Wissen der Autoren: *Peter Meier-Hüsing* schreibt über Aleister Crowley, den Irrationalsten und all den gerade in der Alpinistik nicht so seltenen Irrationalen; und *Johann Karl* berichtet über das, was Verstand und seriöse Arbeit heute wirklich zur Frage der Klimaveränderung in den Alpen liefern können; beides keine Beiträge fürs Geschwätz, das gerade über derlei Themen so beliebt ist; beides Beiträge für jene, die darüber etwas wissen wollen.

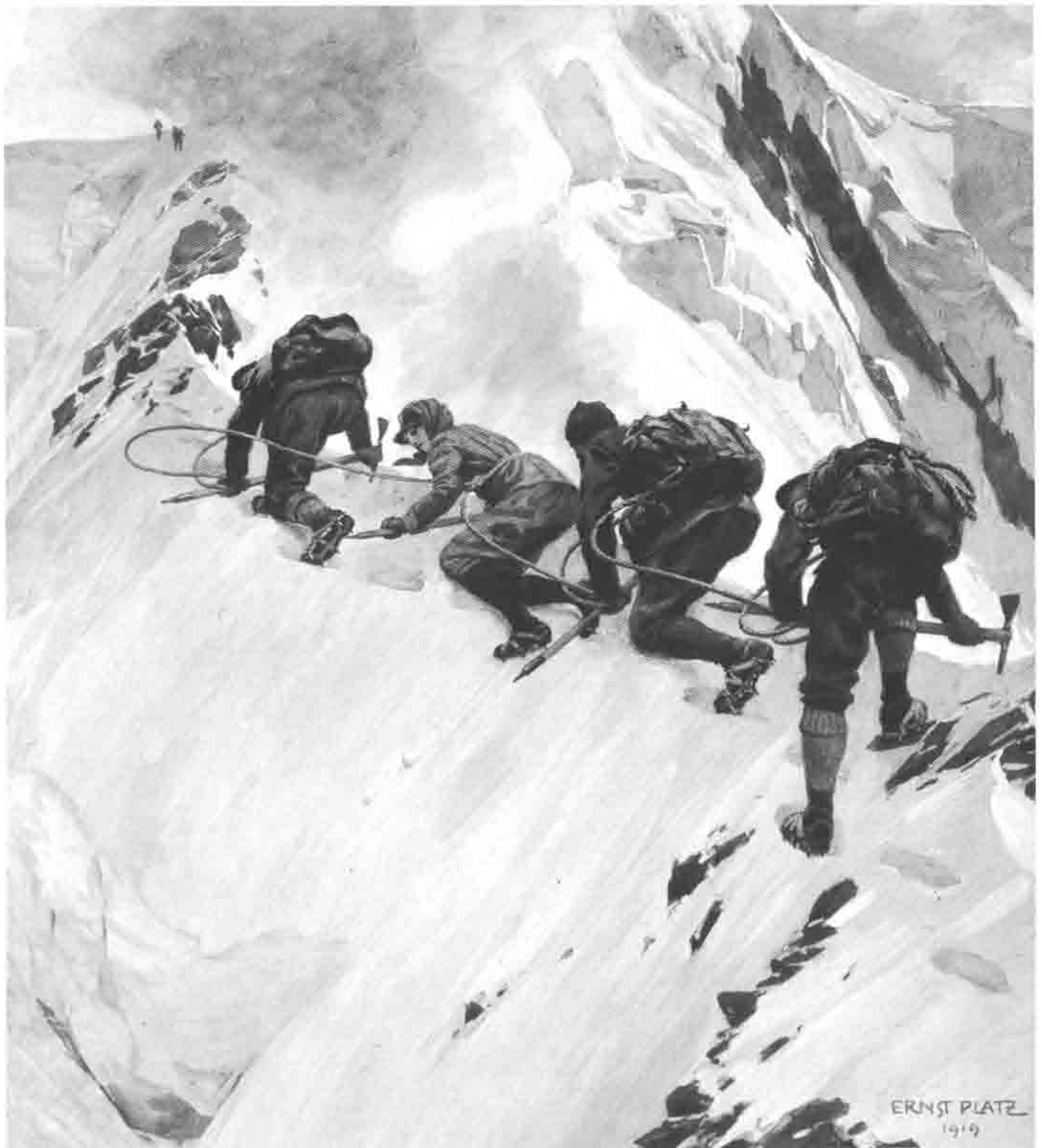
Am Ende ist dieses Buch vielleicht doch ein Liebesbrief geworden, einer an die Berge und die Frauen, keiner sicher von der üblichen Sorte; eher ein Versuch, Gefühle, Empfindungen mitzuteilen, die man leicht sagt unter vier Augen und schwer schreibt vor einem mehr-zehntausendäugigen Publikum. Jedenfalls ist dieses Buch das letzte AV-Jahrbuch, das ich mache; ich bin kein sehr beständiger Mensch und konsequent nur in meiner Inkonsequenz, und zehn Jahre an ein und das gleiche Projekt gewendet, sind für einen wie mich eine lange Zeit. Sie war schön, diese Zeit, sehr erleichtert durch das Interesse der Vereinsleitungen und die Hilfe meiner beiden Kollegen und Freunde in Deutschland, schön durch die Vielfalt der Menschen und Themen, mit denen sie mich in Berührung gebracht hat; und was die Fehler angeht, die ich dabei gemacht habe, so sind das nach Wilhelm Busch gehabte Schmerzen, und die hat man ja auch gern.

Eine Arbeit ist, sowohl für den, der sie macht, als auch für den, dem sie bestimmt ist, dann brauchbar, wenn man ihr die Freude anmerkt. Zum Sich-freuen-Können an einem schönen Erlebnis gehört, daß nie der graue Wurm des Hätt'-ich-doch daran nagt. „Non, je ne regrette rien“, sang die Piaf, und auch ich habe nichts zu bereuen. Ich hoffe, man versteht, wie das gemeint ist, und ich hoffe, man merkt's.



*„Non, je ne regrette rien“*





*Zu den folgenden nützlichen Ausführungen über die Frauenalpinistik eine redaktionelle Vorbemerkung, die den Ernst des Themas konterkarieren soll: Unter den 67 Mitgliedern der Sektion Wolfsberg, die 1989 hochalpine Touren ausgeführt haben, waren 20 Prozent Frauen. Auf diesem Bild von Ernst Platz aus dem Jahre 1912 waren's 25 Prozent, aber im Unterschied zu heute trugen sie keinen Rucksack. Aus: Christine Schemmann: Schätze & Geschichten aus dem alpinen Museum Innsbruck. Bergverlag Rudolf Rother. München 1987*